

Nix wie weg...

von Fernweh und *Wehen* in der Ferne

von Katharina Bachman

Ende Dezember 2001

Draußen war es bitterkalt und der nächtliche Frost hatte die Straßen in gefährliche Rutschbahnen verwandelt. Obwohl ich die Heizung in jedem Zimmer auf Höchststufe gestellt hatte, wollte partout keine Gemütlichkeit aufkommen. Kein Wunder. In der 130 Quadratmeter großen Mietwohnung stapelten sich Umzugskisten bis unter die Decke. In allen Räumen. Gardinen hingen auch keine mehr an den Fenstern. Sie waren schon in Kartons verstaut worden. Kurz gesagt, dem Betrachterauge bot sich also eine unterkühlte Gemütlichkeit.

Es war der 29. Dezember 2001, gegen sechs Uhr morgens. Etwas zermürbt schälte ich mich aus dem Bett und jonglierte meinen Körper gekonnt zwischen den rechts und links aufgetürmten Reihen Kartons entlang – wie durch einen Irrgarten – in die Küche.

Sechs Tage lang hatten Packer einer Berliner Umzugsfirma nun schon kräftig Hand angelegt. Bis auf ein paar wenige Gebrauchsgegenstände, die ich noch für die letzten drei Tage benötigte, war mein ganzes *Leben* in Kisten verpackt. *Seetauglich*, wie der Verpackungsfachmann dazu sagt. Alles wird drei Mal eingemummt.

Zuerst kommt ein cremefarbenes Seidenpapier zum Einsatz, danach eine Noppenfolie oder auch Luftpolsterfolie genannt und erst danach wird alles fein säuberlich in einen Karton gelegt, der jedoch vorher nochmals mit besagter Noppenfolie ausgekleidet wird. Nachdem der Karton verschlossen ist, klebt man sämtliche Löcher und Verschlussstellen mit einem Klebeband zu – luftdicht verschlossen also.

Diese besondere Art der Verpackung dient dazu, dass – durch die salzhaltige Luft – während der Überfahrt auf hoher See, kein Tröpfchen Meerwasser an das Hab und Gut gelangen kann. Ansonsten könnte man nach der Ankunft des Containers gleich alles auf den Müll schmeißen. Sechs Wochen Salzwasser hält die auch noch so widerstandsfähigste, von deutschen Ingenieuren präzise gebaute Waschmaschine einfach nicht aus. Ich stand also am frühen Morgen irgendwo in der Küche zwischen 287 Kartons und spätestens jetzt bemerkte ich auffallend scharf, was sich im Laufe der Zeit für Plunder angesammelt hatte.

Musste man das wirklich alles zum Leben haben?

Ehrlich gesagt: NEIN !

Ich brühte mir Kaffee auf und schaltete das Radio ein. 6:00 Uhr – Nachrichten. Draußen war es noch stockfinster. In einer Stunde würden sechs Packer zum letzten Mal in meine Wohnung stürmen und den kläglichen Rest der Spuren meines Lebens in Deutschland, zuerst in cremefarbenes Seidenpapier einwickeln, danach mit Noppenfolie umwickeln und dann fein säuberlich in einen Karton legen, der sodann luftdicht verschlossen zugeklebt würde.

Zwischen hohen Türmen Umzugskartons, die im Wohnzimmer standen, lugte unser alter Fernseher hervor. Den hatten die netten Herren von der Umzugsfirma freundlicher Weise noch nicht verpackt. Sie hatten mir einen *Sehweg* auf den Fernseher freigelassen, damit ich mir bis zum Schluss – bevor alles auf einen Schiffs-Container verladen würde – mein spärliches Dasein wenigstens noch mit etwas Abwechslung aus der Flimmerkiste verschönen konnte. Aber für *Fern-zu-sehen* hatte ich eigentlich gar keine Nerven mehr. Ich wollte jetzt nur noch weg. Ständig überprüfte ich meine Dokumente: Ticket, Impfbuch und Ausfuhrgenehmigung für unseren Hund Lissy (*die wollte ja schließlich auch mit*), Abmeldebescheinigung des Einwohnermeldeamtes, Reisepass, usw.

Die letzten drei Tage, die ich in *Cold Germany* verbrachte, vergingen wie im sprichwörtlichen Fluge. Hier eine Einladung, dort ein letztes Treffen mit Freunden, das musste noch besorgt werden, dies musste noch erledigt werden, und dann ein allerletztes Treffen mit der engsten Freundin, das – wie könnte es auch anders sein – theatralisch endete.

Aber das Schlimmste stand mir noch bevor: Die Verabschiedung von meiner Tochter Marina.

Abschied

Es war Silvester 2001. Die Nacht hatte ich mit Lissy in einem Hotel verbracht. Das Schiff auf dem sich mittlerweile mein gesamter Hausstand befand, ordentlich in Kartons verpackt, war schon auf dem Weg nach Malaysia. Genauer gesagt nach Kuala Lumpur: Hafen Port Klang. Ein netter Herr von der Umzugsfirma hatte zu mir gesagt: „Es dauert etwa sechs Wochen, bis der Container sein Ziel erreicht hat... Vorausgesetzt, es geht nichts schief.“

Wie, schief?

Manchmal fallen Container einfach vom Schiff oder das Schiff geht unter. Und dann liegt alles auf dem Meeresboden. Für immer!

Na toll! – Alles?

Ja!

Mein Flug ging am 1. Januar 2002, morgens um 6:30 Uhr. Den Jahreswechsel wollte ich am Brandenburger Tor verbringen. Danach zurück ins Hotel, umziehen für den Flug in wärmere Gefilde und dann ab zum Flughafen.

Um 4:00 Uhr früh sollten folglich meine letzten Stunden, die ich bis dahin als disziplinierte Deutsche Steuerzahlerin auf deutschem Boden verbracht hatte, enden.

Das war übrigens an diesem Tag eine erfreuliche *Nebenwirkung*: keine Steuern mehr zahlen müssen. Ansonsten schlich sich allmählich ein mulmiges Gefühl in meine Magengegend.

Die Heimat verlassen!

Obwohl mich nichts mehr hielt, zumal meine Probleme immer größer zu werden schienen, da der pedantische Nachbar gegen mich klagte; die Polizei meinen Führerschein eingekassiert hatte; ich meinen Job los geworden war; das Wetter meistens schlecht; die Mieten ständig stiegen; die Lebenshaltungskosten auch; Toaster, Eierkocher, Spülmaschine und Trockner gleichzeitig ihren elektrischen Geist aufgegeben hatten; meine Garderobe zwei Nummern zu klein geworden war und der Billig-Frisör um die Ecke aus meiner Frisur ein Desaster fabriziert hatte.

Ganz zu schweigen von den politischen und wirtschaftlichen Kapriolen, die einem das Gefühl gaben, man befinde sich auf einer Achterbahn. Der Preis dafür war die schlechte Stimmung im Land, die hinter jeder Ecke lauerte und sekundlich zuschlagen konnte. Den allerletzten Rest hatte mir vor zwei Monaten mein Vermieter gegeben. Er hatte mir nämlich gekündigt.

Kurzum, mein Leben war gerade dabei sich in einen Müllhaufen zu verwandeln. Also, weshalb sollte ich traurig sein? Ich freute mich diebisch auf das Auswandern, auf den Neuanfang in einem fernen Land, auf eine fremde exotische Kultur, in die ich eintauchen, beziehungsweise abtauchen konnte. Die wirklich emotional nagende Frage war:

Wann werde ich die Familie wiedersehen? Die Eltern? Die Freunde? Das einzige Kind?

Sie kam am späten Nachmittag in mein Hotel, um sich zu verabschieden. Meine Tochter. Am Abend war sie mit Freunden auf eine Silvesterparty eingeladen.

Gott sei Dank. Ich glaube, ich hätte das nicht ausgehalten. Es war ja so schon schwer genug.

Wir saßen uns im Hotelzimmer gegenüber und versuchten so normal wie möglich zu sein. Tief in unseren Herzen hatte sich eine zyklische Traurigkeit breit gemacht. Aber keiner wollte darüber sprechen. Mit aller Kraft versuchten wir unsere Tränen zu unterdrücken. Mein Brustkorb fühlte sich an, als wäre er mit Stacheldraht zugeschnürt und in meiner Kehle hatte sich ein gigantischer Kloß breit gemacht. Nachdem wir uns endgültig voneinander verabschiedet hatten und die Hoteltür hinter ihr ins Schloss gefallen war, habe ich mich auf dem Klo erstmal lautstark übergeben.

Das Silvesterfeuerwerk am Brandenburger Tor war ein Kracher. Ich stellte mich inmitten von tausend und aber tausend Menschen und betrachtete

entrückt das bunt glitzernde Treiben am nachtschwarzen Himmel. Es kam mir so vor, als wolle sich meine Heimat noch einmal auf ganz besondere Weise von mir verabschieden. So a`la „*behalte mich trotz allem in guter Erinnerung.*“

Als die letzten funkelnden Fontänen erloschen waren, sagte ich leise: „Bye, bye Berlin. Bye, bye Good Old Germany.“ Ich dachte an meine Tochter und ich dachte an meine Eltern. Dann spürte ich, dass ich es nicht mehr zurück halten konnte, das feuchte Nass, dass sich unaufhaltsam in meinen Augen breit gemacht hatte.

Bye-bye Good Old Germany

Gegen 06:00 Uhr früh am 01.01.2002, Berlin lag noch in tiefem Schlummer, irgendwo da draußen feierten sicher ein paar Hartgesottene noch immer den Jahreswechsel, bestieg ich nervös und aufgeregt, aber voller Erwartungen, mit einem *One-Way-Ticket* in der Hand, einen Düsenjet der *Austrian Airlines*, der mich über Wien Richtung Kuala Lumpur International Airport bringen sollte. Dort wurde ich sehnsüchtig von meinem Mann erwartet, der schon seit eineinhalb Jahren in Malaysia lebte. Seitdem führten wir eine *Holiday-Ehe*. Entweder war er in seinem Urlaub für zwei Wochen nach Deutschland geflogen oder ich für vier Wochen nach Malaysia gereist.

Zuerst sollte sein Auslandsaufenthalt – er war als Projektleiter für die Digitalisierung der Malaysischen TV- und Radiostationen engagiert worden – nur drei Monate dauern. Aus den drei Monaten wurden Sechs, dann Acht und danach machte man ihm ein Angebot, dass konnte er einfach nicht ablehnen: ein unbefristeter Arbeitsvertrag, inklusive Übernahme aller Kosten für eine Umsiedlung von Deutschland nach Malaysia samt Hund und Ehefrau.

Punkt 06:43 Uhr setzte sich das Flugzeug in Bewegung und rollte Richtung Startbahn. Zappelig saß ich in meinem Sitz. Kurz darauf heulten die Motoren furienhaft auf. Nie zuvor war mir das Geräusch so laut und intensiv vorgekommen, wie an diesem Morgen. Langsam und mit voller Schubkraft hob die Maschine vom Boden ab und verschwand Minuten später in den Wolken.

Als wir schon fast eine Stunde in der Luft waren, legte sich meine Nervosität. Ich spürte sogar etwas Stolz in mir aufsteigen. Langsam erhob ich mich von meinem Sitz und ging durch die Reihen.

Ob die Leute hier drinnen alle wissen, dass ich soeben ausgewandert bin?

Prompt legte sich ein Lächeln auf mein Gesicht.

Pah! Das steht doch bestimmt auf meiner Stirn geschrieben?! Hallo?! Ich bin eine Auswandererin!

Hund Lissy war mit an Bord. Sie schlummerte friedlich in einer speziellen Transporttasche, die unter dem Sitz meines Vordermanns stand. Hunde mit einem Gewicht unter fünf Kilo dürfen das. Damit hatte sie sozusagen einen *Freischein* bei mir zu sein. Der Tierarzt hatte mir ein Schlafmittel

mit dazugehörigen Instruktionen gegeben. Kurz vor dem Start sollte ich ihr das Medikament verabreichen und auf der Hälfte der Strecke, also nach etwa sieben Stunden, eine zweite Dosis verpassen.

Unser *Lottchen*, so nannten wir sie manchmal, war der Inbegriff eines echten Familienmitgliedes und eine richtige Persönlichkeit. Wenn uns Freunde eine Postkarte aus dem Urlaub schickten, war auch immer ein Gruß für Lissy mit dabei. Gaben wir ein Abendessen, kam niemand ohne ein Leckerli für Lissy. Dieser kleine Hund war schon mit uns über den halben Globus gereist, sogar bis nach Las Vegas und zum Hoover Damm. Auf der Mauer zum Damm-Eingang steht ein großes Schild mit der Aufschrift *No Pet on Damm allowed*. Genau vor dieses Schild, direkt auf die Mauer, stellten wir Lissy. In Null Komma nix bauten sich drei Asiaten hinter uns auf und fragten: „Foto? Foto? Foto?“

Seither ist sie höchstwahrscheinlich auch in Japan oder China berühmt.

Nun sollte Lottchen in ihrem hohen Alter, sie war damals 13 Jahre alt, noch einmal eine neue Heimat bekommen.

Das Einreisen von Tieren ist in Malaysia zwar erlaubt, aber es bedarf hunderte von Dokumenten und Papieren, sowie Impfungen und Bestimmungen. Die Quarantänezeit beträgt ein bis drei Wochen – je nach *Stimmung* des gerade diensthabenden Veterinärs.

Auf alle Fälle war ich unter gar keinen Umständen bereit, mein Lottchen in eine 80 Kilometer entfernt liegende Quarantänestation in Kuala Lumpur, nahe F1 Circuit, zu verfrachten. Auch nicht für ein paar Tage. Nicht mal für einen einzigen Tag.

Ich war mir ziemlich sicher, den diensthabenden Veterinär mit einem anständigen *Trinkgeld* davon zu überzeugen: *Lissy kommt direkt und stehenden Fußes, beziehungsweise Pfoten, mit mir in unser neues Zuhause. Punkt. Aus. Basta.*

Jedenfalls hoffte ich das sehr.

Allerdings gab es auch noch eine *andere* Möglichkeit. Ich würde damit zwar einen kriminellen Weg einschlagen, aber... sollte ich auffliegen, würde ich die Naive spielen. Mir würde schon irgendetwas einfallen.

Die *andere* Möglichkeit sah nämlich so aus: Lissy ganz einfach ins Land schmuggeln. Ich hatte mich für die *andere* Möglichkeit entschieden und so verspürte ich eine Stunde vor Ankunft am International Airport in Kuala Lumpur, eine gewisse, um nicht zu sagen, gewaltige Nervosität in mir empor klettern.

Ich betete zu all' meinen Schutzengeln, sie mögen Lissy zu einem Stofftier werden lassen. Natürlich nur für die Zeit, bis ich endlich das Flughafengebäude verlassen konnte.

***Selamat Datang* – Ankunft in Kuala Lumpur**

Die Maschine setzte zur Landung an. Aus dem Fenster sah ich schon das Terminal. Lissys Körperchen hatte inzwischen auch die zweite Dosis

Schlafmittel absorbiert und hechelte dementsprechend quietsch vergnügt aus ihrer Hundetasche.

Oh mein Gott. Bitte steh mir bei.

Der Pilot setzte die Maschine sanft auf die Landebahn auf. Das quietschende Geräusch der Reifen war zu hören. Die Motoren heulten auf und ich war einem Nervenzusammenbruch nahe. Mein Herzklopfen erschien mir so laut, als würde man über riesige Lautsprecher mit den Pochgeräuschen das Innere der Maschine beschallen.

Der Pilot schaltete den Umkehrschub ein und trat kräftig auf die Bremsen. Langsam rollte das Flugzeug zum Haltepunkt. Wenige Minuten später kamen wir zum Stehen.

Wie aus Minuten *Stunden* werden können, das empfindet jemand äußerst ausgeprägt, der einen kleinen Hund in ein fremdes Land einschmuggeln will.

Ich würde jedenfalls in etwa 20 Minuten wissen, ob ich ins Gefängnis wandere und für eine gewisse Zeit gesiebte Luft einatme; oder als neues Mitglied der Malaysischen Gesellschaft tropische Luft schnuppern kann – und als freier Mensch den Boden meiner neuen Heimat betreten darf. Meine Anspannung war so groß, dass mir das mittlerweile völlig egal war. Hauptsache Lissy darf mit in den Knast.

Halb benommen vor Nervosität, steuerte ich auf die Immigration zu. Mein Mund war so trocken wie ein versiegtes Flussbett.

Hoffentlich bekomme ich keinen Ohnmachtsanfall.

Passkontrolle! Ich trug die Hundetasche mit dem *Schmuggelobjekt* in der linken Hand, wie ein ganz gewöhnliches Bordgepäck. Damit Lottchen auch ja nicht auf die Idee kommen könnte, ein einziges Tönchen von sich zu geben, wippte ich die Tasche immer auf und ab, während ich brav die Fragen des Beamten beantwortete. Keine einfache Sache, wenn die Zunge am Gaumen fest klebt.

Das *the* entfaltetete sich logischerweise auch mehr zu einer Art *Schnapp-Atmung*. Ich gebe zu, dass dies auf den Beamten einen eigenartigen Eindruck gemacht haben mag.

Eine wippende Blondine mit Schnapp-Atmung kommt schließlich nicht jeden Tag in Kuala Lumpur an.

Vermutlich hat er gedacht: *Die Lady muss dringend aufs Klo.*

Anders kann ich mir nicht erklären, weshalb alles so schnell ging. In Malaysia geht nämlich nichts schnell. Gar nichts.

Ich bekam einen Stempel in meinen Pass und konnte gehen. Jetzt schnell die Koffer holen und dann stand mir noch die Zollkontrolle bevor.

Eindringlich schickte ich ein flehendes Gebet zu meinen Schutzengel.

Kann sich die Zollkontrolle nicht einfach in Luft auflösen?

Es war früh um 04:45 Uhr Ortszeit. Da ist in der Regel auf dem Flughafen in Kuala Lumpur nicht viel los. Und genau *das* machte mir besonders viel Angst.

Von weitem sah ich sie schon — die Zollkontrolle! Ein kleiner, dicker Mann in Uniform stand bereit und erwartete die Ankömmlinge.

Er wird sicher jeden einzelnen checken, mit besonderer Akribie, um sich die Langeweile zu vertreiben.

Meine Gedanken schlugen Kapriolen.

Wahrscheinlich reibt er sich schon die Hände und hofft auf einen ganz „dicken Fisch“. Zum Beispiel auf eine Deutsche, die einen Hund ins Land schmuggeln will. Da könnte er sich Lorbeeren verdienen. Bravo. Gut gemacht. Die Regierung würde ihm einen Orden verleihen. Er käme in die Zeitung und würde als Held gefeiert.

Alles ging so schnell, dass ich kaum zum Luftholen kam, geschweige denn zum *in Ohnmacht* fallen. Ratz-Fatz war ich durch die Zollkontrolle. Der überaus nette Beamte rief mir ein *Selamat Datang* zu, was Herzlich Willkommen bedeutet, winkte mich durch und ich zischte mit meinem *Doggy-Bag* an ihm vorbei.

Hatte ich es tatsächlich geschafft???

Ja! Ich hatte! Es war vorbei. Ich war durch. Ohne Kontrolle. So ganz traute ich dem Frieden jedoch nicht. Es war zu einfach gewesen.

Vielleicht warten sie ja draußen, in der Wartehalle, die Beamten von der Veterinärabteilung. Sozusagen als Empfangskomitee.

Zwischen den Unterlagen zur Einfuhr des Hundes hatte nämlich ein rotes Bändchen gelegen, dass ich ihr umbinden sollte, vor Antritt des Fluges. *Ach wie niedlich*, dachte ich damals noch. *Eine sehr nette Geste*. Aber nun wurde mir klar, es war ein Erkennungszeichen!

Genau.

Rot. Knallrot, damit man sie auf gar keinen Fall übersehen könnte.

Zu früh gefreut! Was nun?

Ich erreichte die große Wartehalle. Mein Blick hetzte umher. Schnellen Schrittes schob ich den Kofferwagen vor mir her. Ich wurde immer schneller. Dann erblickte ich meinen Mann. Er hielt einen wunderschönen Strauß Blumen in der Hand. Sein suchender Blick erhaschte mich in Bruchteilen von Sekunden.

Wir hatten uns seit vier Monaten nicht mehr gesehen. Glückliche und fröhlich winkte er mir zu und ich... raste, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, blitzschnell an ihm vorbei.

Leider konnte ich nicht mehr sehen, wie komisch er wohl dreingeschaut haben mag. Aber es muss ziemlich bizarr gewesen sein.

Als ich draußen endlich zum Stehen kam, schlotterten meine Beine so heftig, als stünde ich auf einer Rüttelmaschine, die auf Höchststufe eingestellt war.

„Was ist denn mit *DIR* los?“, hörte ich eine Hechelattacke später die Stimme meines Mannes hinter mir. Überglücklich drehte ich mich um, schlang meine Arme um ihn und sagte japsend: „Ich habe fertig“.

Verkehrte Welt

In meiner neuen Heimat musste ich mich an Vieles erst noch gewöhnen. So auch an den Linksverkehr. Es bedarf, gelinde gesagt, einiger sinnvoller *Geschicklichkeitsübungen*, an einer großen Kreuzung tangential abzubiegen oder von der linken Straßenseite, rechts in einen Weg einzubiegen. Aber nach zwei Wochen war mir das *verkehrte* Autofahren in Fleisch und Blut übergegangen. Immer seltener stieg ich von der falschen Seite ins Auto ein, um dann festzustellen: *Ups, wo ist denn das Lenkrad?*" Auch griff ich nur noch ab und zu mit der rechten Hand nach dem Schalthebel. Nur mit dem Setzen des Blinkers hatte ich noch lange Probleme. Ständig schaltete sich der Scheibenwischer ein, wenn ich rechts oder links abbiegen wollte. Aber das macht in Malaysia fast gar nichts. Da fährt ohnehin jeder wie er will und der Blinker scheint nur als überflüssige Attrappe seinen Dienst zu erfüllen.

Umso mehr wundert man sich, dass es kaum größere Unfälle gibt. In der Regel sind es die tausend und aber tausend Mopedfahrer, die rechts oder links im Straßengraben liegen und ihre leichten Verletzungen kühlen.

Diese kleinen, motorisierten *Slalomkünstler* stehen als riesiger Pulk an einer rot geschalteten Ampel. Natürlich als Erste, weil sie sich zuvor ohne Rücksicht auf Verluste an den wartenden Autos vorbeigedrängelt haben. Dabei zehn bis zwölf Außenspiegel ins *Jenseits* beförderten, an mindestens der Hälfte der Autos wunderschöne, fette Kratzer hinterließen, da sie den auch noch so geringsten Abstand (*ich spreche hier von vielleicht 15 Zentimetern*) zwischen zwei wartenden Autos, vor und auch nebeneinander, zum *Durchschlängeln* ihrer fahrbaren *Untersätze* benutzen.

Wenn sie es dann endlich geschafft haben, in vorderster Front zu stehen, lassen sie ihre Minimotoren intervallmäßig aufheulen, um dann (*noch bevor es grün geworden ist*) mit einem Affenzahn loszupreschen.

Überhaupt scheint der Malaysische Mopedfahrer keine Angst vor dem Unfalltod zu haben. Bewundernswert. Mit ausgelatschten Flip-Flops, ohne Helm und nur mit einem Fetzen Stoff um den Leib, rasen sie auf ihren *getunten* Mopeds selbst auf einem Highway entlang.

Vieles ist *verkehrt herum* in Malaysia. Auch Rolltreppenanlagen in den vielen Shopping Malls und Einkaufszentren. Die betritt der geneigte *Shopper* ebenfalls von links. Also links befindet sich die Rolltreppe für *rauf* und rechts die für *runter*. Anfänglich verursachte ich oft Stauungen oder Karambolagen. Aber auch diese Zeit ging schnell vorüber.

Selbst für Fußgänger ist auf den Gehwegen oder Zebrastreifen strikter Linksverkehr angesagt. Geldscheine und Münzen gibt man jedoch mit der rechten Hand, weil die Linke die *unsaubere Hand* ist.

Zeigen Sie in Südost-Asien niemals mit dem Zeigefinger auf etwas, so wie wir das kennen: *Schau mal da!* Dazu benutzen die Chinesen ausschließlich den Daumen, weil der Zeigefinger der *böse Finger* ist. Das mache ich übrigens heute noch so, aus Respekt.

Während ich in Deutschland eine Heizung gegen die Kälte einschalten musste, benutzte ich in Malaysia eine Klimaanlage gegen die Hitze. Auch das Einschalten eines Lichtschalters ist etwas gewöhnungsbedürftig. Erstens befindet er sich ganz sicher nicht dort, wo er logischerweise angebracht sein sollte und zweitens, erstrahlt *die* Lichtquelle, die man mit einem Klick auf den Schalter glaubt einschalten zu können, garantiert nicht. Die neue Art meines Lebens war durchaus als spannend und reizvoll zu bezeichnen. Aber manchmal auch zum Verzweifeln.

Nur nicht verzweifeln

Die Malaysische Bevölkerung setzt sich zu etwa 40 Prozent aus Chinesen zusammen. Sie ist gewissermaßen die *heimliche* Wirtschaftsmacht. Daher ist auch vieles sehr chinesisch. Ich erlernte jedenfalls alles sehr schnell, so auch das Essen mit Stäbchen, die ich schon bald sogar zum Verzehren einer Nudelsuppe benutzen konnte.

Gewusst wie.

Chinesen verbinden mit Zahlen allerlei Mystik und Rituale. Da ich einen gewissen Hang zum Aberglauben nicht leugnen kann, ließ ich mich schleunigst in diese *Geheimlehre* einweisen. Mit anstrengendem Erfolg. Denn immer und ständig darauf zu achten die richtige Zahl anzuwenden, kann mehr als mühsam sein.

Genau wie in Deutschland, genießt die Zahl 13 einen *schlechten* Ruf. Besonders aber die Zahlen *Vier* und *Sieben*. Sie gelten in der chinesischen Kultur als *die* Unglückszahlen schlechthin. Die Aussprache von *Vier* hört sich in der chinesischen Sprache ähnlich wie die Aussprache des Wortes *Tod* an. Und das Wort sieben etwa wie *fortgegangen* – oder auch *VERSCHWUNDEN*.

So eine böse, böse Zahl, hatte sich offensichtlich irgendwo in unsere Umzugspapiere *geschlichen*. Denn...

Was war das nur für ein niederträchtiger Tag, der mir da an diesem Morgen mit voller Wucht entgegen schlug. So etwas gibt es doch nur in einem Film oder in einem Alptraum?!

Bitte, lieber Gott, lass mich erwachen. Rüttle mich, schüttele mich, gib mir einen Kinnhacken, aber bitte lass mich nicht in diesem nightmare zurück.

Es war aber weder das Eine noch das Andere. Es war die nackte Tatsache, dass unser Container mit all unserem Hab und Gut, in der Nacht vor der Auslieferung gemeingefährlichen, niederträchtigen, abscheulichen, brutalen und skrupellosen Dieben in die Hände gefallen war.

Kann man sich so etwas wirklich und wahrhaftig vorstellen???

Es überstieg zunächst meine Vorstellungskraft und Phantasie bei weitem.

Am Tag zuvor hatte die Umzugsfirma angerufen und mitgeteilt, dass der Container anstandslos durch den Zoll gegangen war und unsere Möbel *morgen früh* ausgeliefert würden. Wir freuten uns mächtig. Endlich. Endlich kommt unser *Leben* an. Ich beglückte mich mit der Tatsache, dass ich nun unsere neue Wohnung einrichten konnte. Schon Wochen zuvor hatte ich genaueste Pläne gezeichnet, wo was seinen Platz finden sollte.

Bald könnte ich endlich wieder an meinem geliebten Computer sitzen und schreiben. Meine Storys, all' meine Fotos, die vielen Grafiken, alles wieder da! In ein paar Tagen würde ich auch wieder online sein und meiner Familie, meinen Freunden, Bekannten und den *Zurückgelassenen*, E-Mails schreiben können, wieder Kontakt zur Außenwelt haben. Und ich würde auch wieder meine zwar viel zu eng gewordene Garderobe in Besitz nehmen können, aber ich hatte mir ja vorgenommen, in Malaysia abzuspecken. Zehn Kilo.

Die Wintergarderobe hatte ich daheim bei meinen Eltern deponiert. So etwas braucht man bei einer jährlichen Durchschnittstemperatur von 30 Grad nun wirklich nicht.

Für meinen Mann, der ein ausgezeichneter Weinkenner ist, war die Nachricht vom Eintreffen unseres Hausrates eher Nebensache. Er freute sich diebisch darüber, dass der Container anstandslos durch den Zoll gegangen war.

Denn unter den letzten Endes 303 gepackten Umzugskartons, befanden sich sieben ganz Spezielle. Sie waren mit dem Wort *Houshold* deklariert. Darin befanden sich jedoch keine Kochtöpfe, Bratpfannen oder Siebe. Nein! Diese augenscheinlich simplen Pappkartons waren mit seiner geliebten *Weinsammlung* bestückt, die so manch' seltenes Tröpfchen enthielt.

Es ist offiziell nicht erlaubt, solche Mengen Alkohol in ein moslemisches Land einzuführen. Auch nicht aufgrund eines Umzuges. Deshalb hatte ich den Wein *sturzsicher* in unauffällige Umzugskisten verpackt und als Tarnung, mit einem schwarzen Filzstift *Household* auf die Kisten geschrieben.

Wein kostet in Kuala Lumpur übrigens ungefähr das Dreifache, was er in Deutschland kostet. Kein Wunder also, dass mein Mann der *wertvollen* Fracht besondere Aufmerksamkeit geschenkt hatte.

Und nun DAS !!! Alles weg. Ein ganzer Container geklaut. Das ging uns nicht in den Kopf.

Drei Wochen lang habe ich ununterbrochen geweint, getobt, geschrien, Kanonaden von Beschimpfungen an die Umzugsfirma abgelassen und aufgehört zu essen.

Aber es nutzte alles nichts. Der Container blieb verschollen und wir standen sprichwörtlich vor dem Nichts.

Mittlerweile hatte ich 10 Kilo abgenommen und mein Mann die Nase gestrichen voll.

„Hör' endlich auf“, raunzte er mich an. „Wir gehen jetzt los und kaufen alles neu.“

Ein letzter *Vulkanausbruch* sprudelte noch einmal aus mir heraus, als ein Schreiben des Anwalts der *gegnerischen Seite* bei uns eintrudelte. In verständlichem Deutsch stand da geschrieben, dass wir *keinerlei Anspruch auf Schadenersatz* haben. Der Container sei zwar gegen Beschädigung, Verschwinden, Brand und Naturkatastrophen versichert gewesen, aber eben nicht gegen Diebstahl. Er sei ordnungsgemäß an seinem Zielort angekommen, ohne Beschädigung oder dergleichen, und damit sei der Vertrag zwischen uns und der Umzugsfirma erfüllt worden. Zudem hätten wir ja auch nur das *Versicherungs-Standard-Paket* abgeschlossen. Dass er dann in der Nacht vor der Auslieferung einem Diebstahl zum Opfer gefallen war, sei eben Pech. Dagegen wäre von unserer Seite aus keine Versicherung abgeschlossen worden. Punkt. Hochachtungsvoll. Unterschrift.

Mit anderen Worten: wir hätten zusätzlich noch eine Versicherung mit der Auslieferfirma gegen Diebstahl abschließen müssen. Darauf muss man erstmal kommen.

Wäre das Container-Schiff untergegangen und das *Verschwinden* dadurch entstanden, wäre der Versicherungsfall eingetreten. Aber so – aus die Maus.

Unser Anwalt aus Deutschland bestätigte noch einmal detailliert den Sachverhalt und warnte uns eindringlich vor einem teuren Prozess. „Sie haben keine Chance“, sagte er, nicht ohne die Spur seines ehrlichen und tiefen Mitgefühls.

DOCH! Wir hatten eine Chance. Wir fingen ganz von vorne an und nahmen uns vor, bei einem erneuten Umzug auf diese vertraglichen Details genauestens zu achten.

Das einzige Gute an dieser Misere war: ich hatte ohne große Anstrengung meine gewünschten 10 Kilo abgenommen und konnte nun nach Herzenslust essen was ich wollte, ohne dabei auf das Gewicht zu achten.

Das tat ich auch, denn das Essen in Malaysia ist mehr als phantastisch. Die Vielfalt der exotischen Küche lässt wirklich keine Wünsche offen. Indisch, Thailändisch, Chinesisch, Indonesisch, Japanisch, Mexikanisch, Spanisch, Portugiesisch, Griechisch usw. Es ist ein wahres Paradies für den Gaumen und dazu noch mehr als preiswert.

In den ersten Wochen nach meiner *Genesung* habe ich mich mit Sushis nur so vollgestopft. Kostet ja auch fast nix. Zehn Sushis für umgerechnet drei Euro. Pah.

Auch unsere Wohnung begann sich allmählich wieder zu füllen. Wir hatten neue Möbel, Geschirr, Kochtöpfe, Bettwäsche, Handtücher und diverse Dekorationsgegenstände gekauft. Ebenso einen Computer mit allem drum und dran. Den hatten wir uns übrigens als erstes gekauft. Der Neue war natürlich viel moderner und schneller als der Alte. Aber...

er war jungfräulich. Keine Storys, keine Bilder, keine E-Mail-Adressen, nichts.

Entgegen üblicher Stresssituationen auf der Waage, stellte ich eines Morgens fest, *hurra, ich habe zwei Kilo zugenommen*. Außerdem fand ich, mein Outfit könnte ebenfalls eine Aufpeppung vertragen. Im Speziellen meine Frisur. Der letzte Friseurbesuch in Deutschland war ja nun mehr als in die sprichwörtliche Hose gegangen und hatte einen total verschnittenen Mopp auf meinem Kopf zurück gelassen. Inzwischen hatten meine Haare wieder eine Länge, die geradezu nach einem Friseurbesuch schrie.

Der erste chinesische Friseurbesuch

Gleich um die Ecke unserer Wohnung befand sich ein winziger, alter, chinesischer Friseursalon. Salon ist vielleicht etwas übertrieben ausgedrückt. Der Putz fiel von den Wänden, die Einrichtung war eher spärlich und offensichtlich noch aus dem letzten Jahrhundert. Aber immerhin standen Schwarzkopf Produkte in einem völlig überfüllten Regal, dem man schon von weitem ansehen konnte, dass es bald zusammenbrechen würde.

Dekoriert war der Laden mit allerhand chinesischen Glücksbringern in den Farben Rot und Gold, *die* Glücksfarbenkombination der Chinesen schlechthin.

Gutgelaunt kam ich in den *Salon* und wurde zu einem Stuhl gebeten. Vertrauens erweckend sah er nicht gerade aus. Aber egal. Ich setzte mich hin.

Etwas später bekam ich einen Tee gebracht, in dem irgendetwas undefinierbares schwamm, ganz unten auf dem Boden. Kurzes schnuppern: *ja okay, der duftet prima. Aber trinken...? Ach nee, lieber nicht*.

Während ich noch über den Tee sinnierte, steckte mir eine junge Chinesin einen Papierfetzen hinten in den Kragen meiner Bluse. *Ups*. Der war nicht größer als ein Stück aus einer Küchenrolle und genau so kratzig. Aber die Leute sind ja alle so freundlich hier, was spielt da ein kratziges Stück Papier von irgendeiner Küchenrolle schon für eine Rolle. Während ich völlig verdutzt in den Spiegel schaute, lächelte mich die junge, kleine Chinesin liebevoll und ehrlich an. Ich lächelte zurück und an den Papierfetzen hinten in meiner Bluse dachte ich schon bald nicht mehr.

Kurz darauf kam eine zweite Chinesin. Sie hielt zwei Plastikflaschen in den Händen und lächelte mich ebenfalls freundlich und bewundernd an. *Mein Gott, die Leute sind hier alle so freundlich. Es ist kaum auszuhalten*.

Aber ich hielt es aus. Es macht nämlich so ungeheuer glücklich und ist extrem ansteckend. Mein Blick blieb an der zweiten Chinesin hängen, die direkt hinter mir stand, mit den beiden Plastikflaschen in den Händen.

Wahrscheinlich ist sie hier als Putzfrau angestellt und beginnt gleich die Spiegel zu wienern. Aber wieso steht sie dann hinter mir? Und wo sind eigentlich hier die Waschbecken?

Mein Blick wanderte im Laden umher. Während ich weiter nach den Waschbecken suchte, wurde es plötzlich kühl und nass auf meiner Kopfhaut.

Hat das chinesische Glückskind meinen Kopf etwa mit dem Spiegel verwechselt? Dacht' ich's mir doch. Der Friseurbesuch war längst überfällig. Aber so dreckig waren meine Haare ja nun auch wieder nicht.

Ich blickte wieder in den Spiegel, direkt Aug' in Aug' mit meinem Hintermann bzw. Hinterfrau. Die doppelten Fragezeichen in meinen Augäpfeln lösten bei der jungen, netten Chinesin ein Kichern aus. Sie konnte sich gar nicht mehr beruhigen.

Die Leute hier sind aber auch wirklich zu freundlich. Es ist tatsächlich ansteckend.

Ich begann ebenfalls zu Lachen und sie schüttete weiter irgendeine Flüssigkeit auf meine Haare. Danach begann sie alles durchzumischen.

In einer affenartigen Geschwindigkeit bildete sich Schaum. Viel Schaum. Nicht zuletzt auch deshalb, da sie eine ganz besondere Einschäumtechnik, man könnte auch sagen *Kratz-Klopf-Technik*, anwandte.

Der Schaum auf meinem Kopf nahm an Volumen zu, bedenklich zu ... mehr und mehr. Mir wurde es langsam mulmig. Ich hatte schließlich nur diesen Papierfetzen hinten im Kragen meiner Bluse stecken.

Weiß sie das? He. He.

Allmählich genoss ich ihre Massagetechnik.

Wow. Es war der Hit.

Nach einer ganzen Weile war der Schaumwuchs zum Stillstand gekommen. Sie hatte mit dem Shampooschaum sogar meinen Nacken massiert.

Würde jetzt noch die eisige Klimaanlage ausgeschaltet, die mich an die kalte Heimat erinnert, ich wäre glatt eingeschlafen.

Die Menschen hier sind überaus freundlich und der Tee vor mir war längst kalt geworden. Ich wusste genau dass ich ihn nicht trinken würde. Unter Vortäuschung falscher Tatsachen behauptete ich einfach, ich hätte überhaupt keinen Durst. Nie gehabt.

Gut 30 Minuten lang krabbelte die freundliche Chinesin auf meinem Kopf herum. Zwischendurch schüttete sie immer wieder irgendeine Flüssigkeit auf meinen Kopf. Einmal aus der einen Plastikflasche, einmal aus der anderen Plastikflasche.

Vermutlich handelt es sich um eine geheimnisvolle Mischung.

Denn diese Kombination bewirkte ein Wunder: mich wunderte nämlich, wo sie blieb, all' die Flüssigkeit.

Ich hab doch wohl kein Loch in meinem Kopf?

Nichts lief mir am Nacken herunter oder übers Gesicht, auch nicht in die Ohren. Ach übrigens; die werden gleich mit gewaschen, und zwar gründlich.

Sie massierte, klopfte und kratzte den Schaum so lange auf meinem Kopf hin und her, rauf und runter, bis nichts mehr da war.

Wo isser eigentlich? Ach ja, überall auf meiner Hose, Arme und Bluse.

Macht aber nichts. Die Leute sind hier alle so freundlich, was bedeutet da schon so ein bisschen Schaum, verteilt auf meinem ganzen Outfit?!

Sie hatte aufgehört...! Die wundervolle Massage war zu Ende. Nun sollte ich mit ihr gehen.

In einer Art Kammer befanden sich zwei Waschbecken. Davor stand jeweils ein Garten-Liegestuhl, die sicher einmal sehr schön gewesen waren.

Vorsichtig manövrierte ich mich in den Liegestuhl und lehnte meinen Kopf nach hinten. Nun hing er in einem Becken. Ehrlich gesagt sah das Becken eher wie ein Schweinetrog aus. Ich meine die Form und die Farbe.

Über mir hing ein Ventilator, der wiederum für angenehme Kühle sorgen sollte. Aber mich erinnerte er erneut an meine kalte Heimat.

Ach nee, dann doch lieber hier im schönen warmen Malaysia; den Kopf im Schweinetrog hängend, glücklich und nur von lauter freundlich lächelnden Menschen umgeben.

Während des Waschvorgangs bekam ich schon wieder eine Massage. Meine Güte, das ist Luxus pur. Ich war völlig hin und weg. Auch die Technik des Waschens war mir vollkommen unbekannt. Genial. Einfach genial.

Nachdem die süße Chinesin mindestens einen Hektoliter Wasser über meinen Kopf hatte rauschen lassen, wurde ich zurück zu meinem Platz gebeten. Nass triefend, am ganzen Körper, setzte ich mich hin und nahm mir vor, beim nächsten Besuch einen Taucheranzug anzuziehen.

Dann kam eine dritte, kleine pummelige Chinesin. Auch sie... genau! Lächelte sehr freundlich. Bewaffnet mit Kamm, Schere und Föhn, begann sie mit ihrem Styling-Werk.

Angenehm erschöpft vor lauter Massagen, schloss ich meine Augen und begann zu dösen. Die Magazine, die vor mir lagen, konnte ich sowieso nicht lesen. Alles in Chinesisch.

Als ich meine Augen wieder öffnete, waren meine Haare geschnitten, geföhnt und gestylt. Neugierig blickte ich in den Spiegel. Ich konnte es nicht glauben!!! Es war unfassbar!!!

Die nette, süße, kleine pummelige Chinesin hatte mir eine Frisur *gezaubert*, die hätte Udo Walz nicht besser machen können. Ach was sag' ich. Der hätte sie so gar nicht erst hinbekommen.

Niemals hätte ich zu glauben gewagt, dass man aus meinem verschnitten Schopf noch etwas so Wunderbares hätte kreieren könnte.

An der Kasse fragte ich freundlich nach dem Preis. „18 Ringgit“, sagte die Chinesin – wie könnte es anders sein – lächelnd. Das sind umgerechnet 3,80 Euro. Kaum zu glauben. Diesen Luxus leistete ich mir von nun an fast jede Woche.

Der alte Chinese

Ich befand mich weiterhin auf dem Wege der *Besserung* und war noch immer mit dem Kauf verschiedener Möbelstücke, Gebrauchsgegenständen und Dekorationsmaterialien beschäftigt.

Von anderen Deutschen hatte ich gehört, dass es auf der Insel Penang, die an der Nordwestküste der malaysischen Halbinsel liegt, antike, chinesische Vasen zu kleinem Preis geben soll.

Da ich außer der Stadt Kuala Lumpur und diversen Shopping-Malls noch nicht viel gesehen hatte, beschloss ich für ein paar Tage nach Penang zu reisen. Zum Shoppen.

Von Kuala Lumpur aus hat man sozusagen *ununterbrochen* die Möglichkeit, in weniger als einer Stunde auf den traumhaftesten Inseln dieser Welt, ein verlängertes Wochenende zu verbringen. Diese überaus angenehme und äußerst preisgünstige Art der Freizeitbeschäftigung, leisten sich viele in Malaysia lebende Europäer: Am Wochenende mal schnell zu einem Traumstrand jetten.

Knapp 30 Flugminuten von Kuala Lumpur entfernt (*das wir später, wie alle anderen auch, nur noch K.L. nannten*), liegt besagte Insel Penang. DAS Einkaufsparadies für Altes und Neues. In einigen Ecken von Penang sieht es noch so aus, wie auf einem Bild aus einer längst vergessenen Epoche.

Rund 80 Prozent der auf Penang lebenden Bevölkerung stellen die Chinesen. Daher ist auch dort alles sehr chinesisch.

Sobald ich angekommen war, bat ich den Hotelconcierge mir zu verraten, wo ich echte, alte, chinesische Bodenvasen kaufen kann.

Aber bitteschön nicht dort, wo die Touris kaufen.

Der nette Herr an der Rezeption organisierte mir einen Rikschafahrer mit dazugehörigem Gefährt. Eigentlich heißen die Fahrradrickschas *Trishaw*. Aber das konnte ich mir einfach nicht merken.

Es kam ein alter Chinese an, der, soweit ich das einschätzen konnte, weit über 90 Jahre alt gewesen sein mochte. Obwohl ich nicht schwer bin und auch keine 1-Meter-80, machte ich mir Gedanken darüber, ob es der alte Mann wirklich noch schaffen würde, mich kreuz und quer durch Penang zu kutschieren. Er war nämlich nicht nur super alt, sondern auch noch rappeldürr.

Mit seinem zahnlosen Mund lächelte er mich liebevoll an. Ich lächelte natürlich zurück und versuchte ein freundliches Gespräch mit ihm anzufangen. Doch der Concierge winkte ab und versicherte mir, dass er kein Wort Englisch sprechen würde.

Ich mochte den alten Rikschafahrer sofort. Sein Name war Dong. Den konnte ich mir gut merken.

Ding-Dong, wie das Geräusch einer Türglocke.

20 Minuten später stand ich in einem altertümlichen Porzellanladen, der mit den herrlichsten Kostbarkeiten antiker, chinesischer Manufakturkunst gefüllt war und mein Herz in die sprichwörtliche Höhe hüpfen ließ. Auch wenn er völlig überfüllt war, hatte sich aber in diesem Moment bildhaft ein wahres Porzellan-Paradies vor mir aufgetan.

In diesem Laden war außer mir, dem Inhaber und seiner Enkelin, sonst niemand. Sie begrüßten mich überaus freundlich mit: „Ni hao ma“, was soviel wie „Hallo, wie geht’s“ bedeutet.

Mutig antwortete ich mit den wenigen bisher gelernten chinesischen Worten: „Wo hen hao“. Die Beiden freuten sich mächtig darüber, und quittierten es mit einem chinesischen Redeschwall, von dem ich allerdings nichts mehr verstanden habe.

Die Enkelin erzählte mir in gebrochenem Englisch, dass der Großvater das Geschäft bald aufgeben werde. Es käme kaum noch Kundschaft. Ich sei die Erste in dieser Woche. Es war Freitag.

Dong stand draußen vor der Tür und rauchte eine Zigarette. Ich fiel drinnen in dem Laden von einer Euphorie in die Nächste. Es war einfach fantastisch. In einer Ecke fand ich genau so eine Bodenvase, wie ich sie mir vorgestellt hatte.

Dazu kaufte ich noch die passende Teekanne mit Teeschälchen, und DAZU eine neutrale Teekanne (*kann man ja immer gebrauchen*), Essstäbchen aus Porzellan, Stäbchenständer, Tassenhalter, Sojasoßenschälchen und und und.

Während ich mich in einem elenden Kaufrausch befand, hatte sich der Laden urplötzlich mit weiteren Kunden gefüllt. Immer mehr Leute waren hereingekommen. Zuletzt zählte ich Sieben.

Das passiert mir ständig. Ich stehe in Berlin an einer Currywurstbude. Keine Mensch weit und breit. Nur die Verkäuferin und ich. Drei Minuten später ist eine Schlange hinter mir. Sechs Leute wollen Currywurst mit Pommes *rot-weiß*. Oder auf dem Trödelmarkt. Ich interessiere mich für eine alte Kaminuhr. Der Standinhaber jammert mir zwei Minuten lang vor, dass er heute noch keinen Cent verdient habe. Die Leute würden seinen Stand gar nicht bemerken. Wie durchsichtig fühle er sich. Alle liefen vorbei, ohne ihn eines Blickes zu würdigen.

Noch bevor er weiter jammern kann, stehen schon zwei Kunden da und interessieren sich für *meine* Kaminuhr. Dann drei, vier usw. Für mich ist das normal. Ich habe sogar schon mal überlegt, ob ich mit diesem *Talent* ein Business eröffnen sollte. So a`la: *Sie wollen ein Geschäft eröffnen? Mieten Sie mich. Ich Sorge für die Kunden.*

Aber zurück zur *Perle des Orients*, wie Penang auch genannt wird.

Ich stand also in diesem Laden und bemerkte eher beiläufig, dass es mittlerweile vor Kunden nur so wimmelte. Meine reizende *Türglocke* drückte sich draußen an der Fensterscheibe mit verwunderten Blicken die Nase platt und beobachtete das Treiben drinnen im Laden.

Der Himmel hatte sich in hastiger Eile zugezogen. Dicke, schwarze Wolken hingen über Georgetown, der Hauptstadt von Penang; ein Platz, der kontrastreicher nicht sein könnte, da sich die Tradition standhaft gegen die moderne Entwicklung zu wehren scheint.

Die ersten Blitze zuckten durch die Luft. „Schnelle, schnell, schnell“, schrie ich quer durch den Laden. „Alles einpacken und... zahlen. Bitte schnell.“

Nun geht das mit dem *Schnell* in *China-Town* nicht so schnell. Alles dauert seine Zeit.

Mit allergrößter Liebe und Sorgfalt, also im Zeitlupentempo, verpackte die Enkelin mein Porzellan in ein paar Seiten der schon gelesenen (*alles auf Chinesisch*) *Butterworth-News* ein. Zig Mal. Danach legte sie jedes einzelne Stück überaus vorsichtig, so als handele es sich um die Kronjuwelen der englischen Königin, in Kartons. Zu guter Letzt verschnürte und verknötete sie die Kartons noch mehrfach mit einem dicken Strick.

Als ich mit meinen segensreich verpackt und verschnürten Einkäufen wieder nach draußen komme, hatte sich das ursprünglich drohende Unwetter verzogen. Einfach so. Von einer Sekunde zur Anderen.

Für einen Moment dachte ich, *vielleicht sind die Leute ja deshalb in den Laden gestürmt, weil sie Unterschlupf suchten*. Denn wenn es in Malaysia regnet, sollte man sich schleunigst irgendwo unterstellen. Besonders während der Monsunzeit sind die Regenfälle extrem heftig und es bleibt garantiert kein Tangaslip oder Boxershorts trocken.

Der Rikschafahrer nahm mir die Pakete ab und verstaute sie irgendwo *am* oder *hinter* der Trishaw. Ich weiß nicht wo. Und ich weiß auch nicht, wie er das gemacht hat. Diese Trishaws sind nämlich super klein und sehr eng. Zwei normal gewachsene, schlanke Europäer können darin eigentlich nicht wirklich sitzen.

Übereinander schon.

Ich hatte jedenfalls vier Pakete, davon war eines 80 Zentimeter hoch und ziemlich schwer – meine chinesische Bodenvase.

Mit Händen und Füßen gab ich Dong zu verstehen: *Bitte zurück ins Hotel.*

Der alte Chinese konnte kein einziges Wörtchen englisch sprechen. Aber von so etwas lasse ich mich überhaupt nicht beeindrucken. Wie gesagt, schließlich habe ich ja Hände und Füße. Er hatte mich wohl verstanden, denn die Rikscha setzt sich in Bewegung. Allerdings nicht in Richtung Hotel. Das Hotel-Logo konnte ich nämlich von weitem erkennen. Dong steuerte die Rikscha genau in die entgegengesetzte Richtung.

Keine Panik, sagte ich gelassen zu mir. *Er nimmt wohl eine Abkürzung.*

Kurz darauf waren wir in einer engen, kleinen Straße, in der nicht mal ein Auto hätte hineinfahren können. Dong stoppte die Rikscha vor einer Art Tempel, aber in Miniaturausgabe. Davor standen Schuhe. Viele Schuhe.

Das ist in Malaysia normal. Überall werden die Schuhe ausgezogen, bevor man eine Wohnung oder ein Haus betritt. Ich habe das übrigens auch bei uns zuhause eingeführt. Man hat weniger Arbeit und es ist viel hygienischer.

Dong nahm mich bei der Hand und führte mich in den Minitempel. Hunderte qualmender Räucherstäbchen hatten die Luft mit einem süßlich-strengen Duft gefüllt. Durch ein kleines Fenster gleißte ein breiter Sonnenstrahl herein, der die Qualmwolken, wie bei einer Lasershow, optisch brillieren ließ.

Auf einem aus schwarzem Holz zusammen gezimmertem *Altar* stand ein goldfarbener, dickbäuchiger Buddha, der ein breites Grinsen auf dem Gesicht hatte. Um ihn herum waren fein säuberlich Orangen, Ananas und Bananen drapiert. Davor lagen auf einem weißen Teller, grell leuchtende, pinkfarbene *Petit fours*. Diese aus Milch, Reis und Zucker hergestellten *kleinen Kuchen* gibt es in Malaysia an jeder Straßenecke. Sie zählen zu den traditionellen Nachspeisen des Landes.

Aus einem anderen Zimmer hörte ich eine unheimliche, laute und tiefe Stimme. Sie klang so, als sei der Mensch, der da spricht, extrem heiser. Auf mich wirkte sie eher dämonisch. Jedoch verspürte ich zu keiner Zeit ein Unwohlsein oder gar Angst. Wirklich nicht.

Was sollte mir der Alte schon tun? Okay, ZWEI Alte vielleicht schon.

Aber nein! An so etwas hatte ich überhaupt nicht gedacht.

Vorsichtig öffnete Dong eine Schiebetür, durch die man in das andere Zimmer gelangen konnte. Er redete mit dem Mann, zu dem die heisere Stimme gehörte.

Natürlich habe ich nicht verstanden, was die beiden miteinander sprachen. Auf alle Fälle stand ich wenige Minuten später in diesem Zimmer, das winzig klein war. Sanft hatte mich Dong dort hineingeschoben.

An den Wänden hingen Bilder, auf denen chinesische Zeichen gemalt waren, Glücksymbole in rot-gold und Masken, die mich angrieten. Auf einem niedrigen, quadratisch kleinen Tisch stand eine runde, flache Schale, in der ebenfalls Räucherstäbchen brannten. Rund um die Schale lagen purpurne Orchideenblüten verteilt.

Trotz dieser duftigen Accessoires witterte ich modrigen Geruch in meiner Nase. Hinter einem simplen Schreibtisch, der für dieses Zimmerchen viel zu groß war, saß ein Chinese. Sein Alter konnte ich schwer einschätzen. Er war vielleicht Ende Fünfzig oder älter.

Das Einschätzen des Alters eines Chinesen ist übrigens für uns Europäer fast unmöglich. Sie sind im Besitz des verblüffenden Geschenks wesentlich jünger auszusehen, als sie tatsächlich sind. Alle.

Während ich mich noch interessiert umschaute, erahnte ich jedoch schon, wo ich gelandet war – bei einem *fortuneteller*, einem Wahrsager. Durch seine dicke, schwarz umrandete Brille sah er mich an, der *Meister Chong Tung Zai*. Seine extrem weiße Haut wirkte wie aus Papier. Die auffallende Blässe seiner Haut wurde durch das tiefe Schwarz der kurz geschnittenen, akkurat sitzenden Haare noch verstärkt.

Da seine dunklen Augen durch die enorme Stärke der Brillengläser überdimensional groß erschienen, wirkte er äußerst unheimlich auf mich.

Ich musste mein Geburtsdatum auf einen Zettel schreiben und die Uhrzeit meiner Geburt. Na ja, den Rest kennen Sie ja sicher. Das ganze Programm halt.

Meister Chong Tung Zai begann zu rechnen, murmelte dabei vor sich hin und bekritzelte mehrere, kleine Papierfetzen in den verschiedensten Farben. Nach einer ganzen Weile sagte er zu mir: „Du lebst jetzt in einer Kultur, die dir bisher fremd war. Aber ich kann dir sagen, du bist nach Hause zurückgekehrt“.

Wow. Für einen Moment blieb mir der Atem weg. Er hatte mich mächtig beeindruckt. Ich meine, woher in aller Welt konnte dieser Mann wissen, dass ich in Malaysia lebte? Ich hätte ein Tourist sein können! Schließlich sah ich an diesem Tag auch so aus, mit meinem Käppi auf dem Kopf und Shorts um die Beine.

Aber es kam noch besser. Er sagte mir, dass ich vor meinem jetzigen Leben ein Chinese war. Ein Mann. *Sehr, sehr alt und sehr, sehr weise*, betonte er ständig. Die Menschen seien in Scharen zu mir gekommen, um von mir einen Ratschlag zu erhalten. Ich sei *sehr, sehr* arm gewesen aber *sehr, sehr* weise. Man hätte mich mit Naturalien bezahlt und ich sei mit meinem Leben *sehr, sehr* glücklich gewesen. Meine Kinder seien auch *sehr, sehr* alt geworden.

Mir lief ein eiskalter Schauer den Rücken hinunter, obwohl es draußen fast 35 Grad waren.

Als ich nach K.L. kam, fühlte ich mich tatsächlich von der ersten Minute an heimelig, fast wie Zuhause.

Meister Chong Tung Zai konnte sogar meinen Beruf *sehen* und sagte: „Weiß. Holz. Papier. Du spielst mit Worten. Du schreibst. Viele Menschen werden deine Geschichten lesen. Du gibst den Menschen etwas, so, wie in deinem früheren Leben.“

Dong hatte vermutlich die *Aktivitäten* im Porzellanladen so gedeutet: „Mit dieser *Langnäs* stimmt was nicht. Die bring ich mal lieber zum Master“.

In Asien werden Europäer hinter vorgehaltener Hand *Langnasen* oder *Weiß* genannt.

Die eigenmächtige Aktion des Rikschafahrers, mich ohne mein Wissen zu einem Wahrsager zu bringen, war auch kein Touristen-Trick, im Sinne von *bring mir Langnasen und ich gebe dir Geld dafür*.

Als ich Master Chong Tung Zai nach dem Preis seiner Session fragte, nahm er seine Brille ab und blickte mir tief in die Augen. In diesem Moment hatte er nichts Unheimliches mehr an sich. Als er zu mir sprach, klang seine Stimme mit einem Mal sanft und gutmütig: „Ich danke dir für deinen Besuch. Es war mir eine große Ehre. Du bist mir nichts schuldig.“

Später habe ich erfahren, dass er ein berühmter und angesehener Wahrsager auf Penang ist und die Menschen von überall her zu ihm strömen, um sich von ihm Weissagen zu lassen. Er hat sogar so etwas wie einen Heiligenstatus: *Bitte nicht berühren!*

Die ganze Nacht habe ich an *Ding-Dong* denken müssen. Ob er vielleicht... ?

Es ließ mir keine Ruhe. Am nächsten Morgen bat ich den Hotelconciierge, ihn erneut zu rufen. Dong kam natürlich gerne und war sofort zur Stelle. Ich habe ihn zum Lunch in sein Lieblingsrestaurant eingeladen. *Restaurant* ist vielleicht nicht ganz zutreffen. Es handelt sich dabei um *out-door-kitchen*, sogenannte Straßenküchen, die in Malaysia an jeder auch noch so winzigen Ecke zu finden sind. Ganze Straßenzüge sind damit bestückt. Es ist ein Genuss, am Abend an den vielen Esständen vorbeizuflaniern und sich den wunderbaren, exotischen Köstlichkeiten, die dieses Land zu bieten hat, hinzugeben.

Alle drei, vier Schritte zieht ein neuer Duft in die Nase, der die Vielfältigkeit schon erahnen lässt. Ein Paradies für den Gaumen und dazu noch mehr als preiswert.

Man sitzt draußen auf der Straße, auf Plastikstühlen, an Plastiktischen und schaut den *Köchen* beim Zubereiten ihrer Speisen zu. Da geht es natürlich nicht so hygienisch zu, wie wir das kennen. Gegessen wird von Plastikgeschirr, mit Plastikstäbchen. Das schmutzige *Geschirr* wandert in eine Plastikwanne, wo es gespült wird – mitten auf der Straße. Einmal Spülwasser für den ganzen Tag muss reichen.

Was wohl das Deutsche Gesundheitsamt dazu sagen würde???

Die große Ausnahme ist der Tee. Er wird in Porzellanschälchen serviert, die man vorher in einer Plastikschüssel, in der sich kochend heißes Wasser befindet, umherschwenkt. Damit sich keiner die Finger verbrennt, benutzt man die uns allen bekannten Chinesischen Stäbchen, natürlich aus Plastik.

Ich liebe diese *out-door-kitchen* sehr. Sie versinnbildlichen für mich eine Art *echtes Eintauchen* in eine fremde Kultur.

Obwohl Dong nicht ein einziges Wörtchen Englisch sprach, haben wir uns die ganze Zeit unterhalten, sage und schreibe vier Stunden lang – und ich habe alles verstanden.

Ob er vielleicht ein Verwandter aus meinem früheren Leben war, konnte ich jedoch nicht in Erfahrung bringen.

Aber dafür entdeckte ich nahe Penang, eindeutige Spuren deutscher *Gründlichkeit*. Hier ist nämlich der führende Hersteller für die Kondom-

Industrie angesiedelt. Ein Deutsches Familienunternehmen in dritter Generation.

Angefangen hat alles in England. Der Arzt, Dr. Contom, kam vor 350 Jahren auf die Idee, aus Hammeldärmen, Kondome herzustellen. Das brachte ihm einen Ritterschlag durch König Karl dem II. ein, der von dieser Idee so sehr begeistert war, dass er sich angeblich eine Luxusausführung anfertigen ließ: aus Samt und Seide.

In den 20er Jahren eröffnete Emil Richter in Erfurt eine kleine Kondom-Manufaktur. Später ermöglichte der Sohn des Gründers, Hermann Richter, durch die Automatisierung der Kondomherstellung eine industrielle Fertigung. Das war die Geburtsstunde des Kondoms vom Fließband.

Die Fabrik in Deutschland wurde 1990 geschlossen und man verlagerte die Produktion ins Ausland. Klaus Richter, der Jüngste des Familienclans, machte sich selbstständig. Drei Jahre später gründete er, zusammen mit einem malaysischen Geschäftspartner, das heutige Unternehmen *Richter Rubber*, mit Sitz Malaysia – genauer gesagt: Penang. Ein gut florierendes Unternehmen, das jährlich bis zu 270 Millionen Kondome produziert.

Der aus dem milchigen Saft der Rinde eines Gummibaums, die im Norden von Malaysia angebaut werden, hergestellte Latex, wird zu Kautschuk verarbeitet. Daraus entstehen die *Gummis*.

Die einzige Schwierigkeit mit der *Richter Rubber* zu kämpfen hat, ist die Personalsuche. In einem moslemischen Land wie Malaysia, ist das gewissermaßen keine leichte Aufgabe.

Viele der Bewerber lehnen es ab, in der Fabrik zu arbeiten, sobald Klaus Richter ihnen verrät, was er produziert.

Die Hausmaid Amalie

Wenn man im Ausland lebt, ist es völlig normal eine Maid zu haben. Diese Maids sind sozusagen der *Haus-Engel*. Sie kochen, waschen, bügeln, putzen – kurzum; sie führen den kompletten Haushalt. In Familien mit Kindern sind sie auch gleichzeitig die Nanny, das Kindermädchen.

Entweder hat man eine sogenannte *Live-In-Maid*, die gemeinsam mit der Familie im Haus oder in einem Apartment lebt, oder man stellt eine *Part-Time-Maid* ein. Sie kommt, wie die normale Putzfrau, mehrmals wöchentlich. Alle Häuser und Wohnungen haben deshalb standardmäßig einen Maids-Room.

Unser erstes Apartment in K.L. hatte auch einen Maids-Room. Er war sehr klein, ohne Fenster und Klimaanlage. Wir benutzten ihn als Besenkammer und suchten nach einer Part-Time-Maid.

Für uns Europäer ist es fast unvorstellbar einen Menschen in so einer kleinen Minibehausung leben zu lassen. Natürlich gibt es Ausnahmen.

Solche Leute wohnten direkt unter uns. Ein junges deutsches Ehepaar, die eine Live-In-Maid eingestellt und das Mädchen in dieser *Besenkammer* untergebracht hatten. Für ihre Maid war es allerdings der *Himmel auf Erden*. Besonders, da sie für eine Deutsche Familie arbeiten konnte.

Wir hatten uns jedenfalls für die Part-Time-Maid *Amalie* entschieden. Eine kleine, pummelige Philippinin. Amalie war eher etwas grobschlächtig in ihrer Art und konnte gut anpacken. Sie hielt unseren Haushalt in Schuss und lachte viel. Amalies Englisch war jedoch etwas *überholungsbedürftig* und so gab es häufig Verständigungsschwierigkeiten, die meistens in filmreifen Episoden endeten.

Ich hatte aus Deutschland eine ganze *Batterie* Reinigungsmaterial mitgeschleppt, von denen ich überzeugt war, dass sie von der Qualität her wesentlich besser seien, als das, was man in Malaysia kaufen konnte.

Da diese Chemikalien aus Sicherheitsgründen nicht mit in das Umzugsgut – also nicht in unseren Container durften, hatte ich damals einen separaten Koffer bestückt und ihn als unbegleitete Fluggepäck aufgegeben. Was für ein Glück! Somit war ich also im Besitz dieser wertvollen *Haushaltshilfen*.

Ich erklärte Amalie die einzelnen Produkte und was sie bewirken können. *Meister Propper* für den Fußboden, *Glasklar* für die Fenster, *Vaseline* für unsere Ledersofas, das Silberputzmittel für das Silber und die Schuhcreme für die Schuhe. Nicht ohne Stolz, hatte ich Amalie eingebläut, dass Deutsche Produkte die besten der Welt seien und dass das Reinigen damit fast wie von *Zauberhand* gehen würde.

Eines Tages kam ich vom Einkaufen nach Hause und fand Amalie heulend auf dem Boden. „I’m so sorry. I’m so sorry, Mam“, schluchzte sie, noch bevor ich die Haustüre hinter mir zugezogen hatte.

„Amalie! Was ist los? Um Gottes Willen.“

Während sie noch immer auf dem Boden lag und ihr Gesicht vor mir versteckte, deutete sie mit der rechten Hand auf die Stelle, an der unsere neuen, weißen Ledersofas standen. Die waren aber nicht mehr weiß. Sie waren matsch-braun. Amalie hatte anstelle der Vaseline, braune Schuhcreme benutzt, um die Sofas zu reinigen.

Ich fragte sie, weshalb sie denn nach dem ersten *Aufstrich* der Schuhcreme nicht bemerkt habe, dass dies nicht das passende Reinigungsmittel sei.

Amalie war der Meinung, dass es sich bei unserem deutschen Ledersofa-Reinigungsprodukt um eben ein solches *Zaubermittel* handeln würde. Nämlich: Der Glanz und die richtige Farbe würden sich nach dem Polieren wie von *Zauberhand* einstellen.

Sie hatte die Ledersofas auch tatsächlich gut poliert. Sogar sehr gut. Sie glänzten wie gewichste Schuhe. Nur eben nicht mehr weiß. Die Arme. Da muss sie ja wirklich kräftig poliert haben.

Nach ein paar Wochen konnten wir die matsch-braunen Sofas einfach nicht mehr sehen und kauften uns mal wieder Neue. Diesmal in schwarz.

Amalie und der Englisch Lehrer

Um weiteren, sprachlichen Missverständnissen aus dem Wege zu gehen, engagierten wir einen Englisch Lehrer, der ins Haus kam. Einerseits wollte ich damit meine eigenen Englischkenntnisse etwas auffrischen und andererseits sollte Amalie von dem Privatunterricht, drei Mal pro Woche, ebenfalls profitieren. Damit wollten wir aber in erster Linie dem Risiko entkommen, dass Amalie eines Tages den guten Deutschen Spülmaschinen-Reiniger für die Zubereitung einer Salatsoße benutzen könnte.

In jedem Land, selbst in den verschiedensten Bundesländern der Bundesrepublik Deutschland, gibt es sprachliche Eigenheiten, wie beispielsweise die Schwaben, die an alles ein *le* heran hängen. Also ein *Gläs'le* oder ein *Häus'le*.

So auch in Malaysia. Dort hängen die Einheimischen an alles ein *la*. Also: *okay'la, yesterday'la, I come back'la*.

Clevere Geschäftsleute produzieren sogar T-Shirts mit der Aufschrift: *To la or not to la* (To be or not to be).

Zu Deutsch: Sein oder nicht sein.

Unsere Amalie hatte diese sprachliche Macke ebenfalls übernommen, obwohl sie keine Einheimische war. Als der Englischlehrer zum ersten Mal kam, setzte sie sich auf den Fußboden. Ich sagte: „Amalie, bitte setzt dich doch auf einen Stuhl.“ Sie antwortete: „Okay'la“. Der Englischlehrer zog die Augenbrauen hoch, sah Amalie streng an und sagte in perfekt British accent: „Amalie. We don't say *la!*“ Worauf Amalie antwortete: „Okay'la“.

Der Weihnachtsbaum

Das Jahr neigte sich dem Ende zu. Wir hatten viel erlebt und unser erstes Weihnachtsfest in der exotischen, mollig warmen Fremde stand vor der sprichwörtlichen Tür.

In den Shopping-Malls war alles nach amerikanischem Vorbild märchenhaft, weihnachtlich geschmückt. Aus den Lautsprechern erklang *I wish you a Merry Christmas* oder *Jingle Bells* und für uns war klar – ein Weihnachtsbaum muss her. In der Zeitung las ich, *IKEA bietet in diesem Jahr zum ersten Mal echte Weihnachtsbäume an*. Richtige, echte Tannen. Und zwar am kommenden Freitag. Also machten wir uns an besagtem Freitag auf den Weg, um das Objekt der Begierde zu ersteigern. Als wir beim *Schwedischen Möbelhaus* ankamen, ahnte ich schon von weitem, was uns bevorstehen würde. Jedes dritte Auto, das den Parkplatz verließ, bugsierte auf dem Dach einen Tannenbaum.

„No stock anymore“, antwortete der Verkäufer denn auch recht freundlich, auf unsere Frage nach den echten Tannen. Aber Weihnachten ohne Tannenbaum? *Never ever.*

Mitten in der Stadt, in einem Viertel das *China-Town* genannt wird, befinden sich einige Läden, in denen man wundervolle und kitschige Weihnachtsdekoration kaufen kann.

Dort müsste es vielleicht auch Weihnachtsbäume geben. Logisch.

Und so war es auch. Weihnachtsbäume in allen Farben und Formen, mit und ohne Lichterketten, bunt und neutral, schon geschmückt oder ohne; kurzum, alles was das Herz begehrt – aber aus Plastik.

Wenn schon ein Plastikweihnachtsbaum, dann auch richtig kitschig.

Also entschied ich mich für einen weißen Plastikweihnachtsbaum. Mit den Worten: „Muss das wirklich sein?“, verdrehte mein Mann beim Anblick eines Solchen athletisch die Augen. Wir diskutierten in dem Laden eine ganze Weile über das Für und Wider. Gut 20 Minuten später fiel mein Blick auf einen grünen Plastikbaum, der das Aussehen einer Fichte hatte. Auf seinen Zweigen lagen dicke, fette Schneebrocken – natürlich aus Styropore. Er sah toll aus, das Objekt meines Wunsches. „Und was ist mit dem da?“, fragte ich meinen Göttergatten und zeigte auf die mit Styropore bedeckte Fichte. Sein Gesichtsausdruck verriet jedoch blitzschnell: dieser Baum würde auch nicht in unserem Wohnzimmer stehen.

„Dann stellen wir ihn eben auf die Terrasse!“, versuchte ich es weiter. Nach einer ganzen Weile ließ ich die Verkäuferin kommen und sagte: „Wir haben uns für diesen Baum entschieden.“

„Nicht *wir*“, flüsterte mir mein Mann ins Ohr. „*Du* hast Dich für diesen Baum entschieden.“

„I’m sorry“, sagte die Verkäuferin. „No stock anymore.“ Übrigens; einer der meist gesagten Sätze in ganz Malaysia.

Ich vernahm ein leichtes Aufatmen meines Mannes, das meine Absicht jedoch weiter anheizte.

„Und wie ist es mit diesem hier?“ Ich zeigte auf das Ausstellungsstück, vor dem wir nun schon eine geschlagene halbe Stunde gestanden und diskutiert hatten. „Können wir denn nicht dieses Muster kaufen?“

„Ich frage nach“, sagte die Verkäuferin und war schon verschwunden. Nach einer ganzen Weile (in Malaysia dauert eben alles etwas länger), kam sie zurück.

„Ja, Mam’. Sie können ihn kaufen.“

„Okay’la. Dann nehmen wir ihn“. Das Personal begann das Schmuckstück in liebevoller Kleinarbeit abzubauen, in Einzelteile zu zerlegen und alles in einen großen Karton zu verstauen. Die Zweige, der Stamm, den Halter und natürlich auch den Styropor-Schnee. Sie hatten sich sehr viel Mühe gemacht und die ganze Aktion dauerte *nur* 45 Minuten.

Als sie damit fertig waren und der Karton gut verschnürt vor uns stand, blickte ich mich in dem Laden um. Er war über und über mit kleinen,

weißen Styroporflocken bedeckt. Der Fußboden, die Regale, die Haare der Mädchen – einfach alles. Es sah aus, als ob es kräftig geschneit hätte. Gequält blickte ich meinen Mann an. Er blickte ebenso gequält zurück.

„Willst Du noch Schnee zu Weihnachten?“, fragte ich spöttisch. „Echten Styroporschnee? So wie den hier, der überall im Laden herum liegt? – Nee. Ich will den Baum nicht mehr.“

Mein Mann sah mich entgeistert an und während er galant aus dem Laden schlich, hörte ich noch wie er brummte: „Schatz. Ich warte dann im Auto auf Dich.“ Am Abend kamen wir mit einem weißen Plastikweihnachtsbaum nach Hause.

Überaus nett hatten die Mädchen reagiert, als ich den *Kauf* stornierte. Fast hätte ich ihn dann doch noch gekauft, so peinlich berührt war ich von dieser endlosen Freundlichkeit.

In Deutschland hätte man mir höchst wahrscheinlich lebenslanges Hausverbot erteilt, mich nackt auf die Straße geworfen, ein Strafverfahren wegen *was weiß ich* angehängt, danach gesteinigt und zum Schluss den Löwen zum Fraß vorgeworfen.

... ..